

(314) und stärkt dabei sogar bewusst die Stabilität des Königtums (381).

An mehrere Stellen in seiner Studie (z. B. 43, 49, 381) weist Baumann darauf hin, dass in begrenztem Maße die theologischen Schriften und Ansichten Langtons einen Einfluss auf sein kirchenpolitisches Handeln haben. Es werden dabei jedoch nur knappe Beispiele aus dem Bereich kirchenrechtlicher Entscheidungen angeführt. Eine ausführlichere Analyse dieses Aspekts wäre interessant und wohl eine lohnenswerte Aufgabe für eine weitere Arbeit zu Langton. Im Fokus dieser Studie steht Langton als politischer Akteur mit Seitenblick auf pastorale und administrative Aufgaben als Erzbischof von Canterbury. Dieser Zielsetzung wird Baumann in seiner politischen Biographie in jedem Fall gerecht und das auf S. 435 ff. gezogene Resultat beleuchtet den Kirchenpolitiker Langton in allen Facetten.

Göttingen

Sandra Klinge

Sabine Buttinger: Alltag im mittelalterlichen Kloster (Wissen im Quadrat), Darmstadt: Primus 2010, ISBN 978-3-89678-826-9.

Wer ein Sachbuch konzipiert und schreibt, hat ein bestimmtes Publikum vor Augen, für welches die Ausführungen gedacht sind. Oder der Autor ist an die Auflagen von Seiten des Verlages gebunden. Dieser Band von Sabine Buttinger ist in der Reihe „Wissen im Quadrat“ erschienen, und, so liest man es im Impressum, eigentlich nur ein Auszug aus ihrem deutlich umfangreicheren Werk „Hinter Klostermauern“. Wissen im Quadrat – der eingängige Reihentitel meint weniger eine Potenzierung von Wissen, sondern, ausgehend vom Format, ein optisch wie haptisch ansprechend gestaltetes Buch. Ziel dieser Reihe – auch ohne dass dies auf den Internetseiten des Verlags so benannt wäre – ist es, verschiedene Wissensgebiete kompakt, handlich, reich bebildert und bis zu einem gewissen Grade wohl auch unterhaltsam aufbereitet einer an kulturgeschichtlichen Aspekten interessierten Leserschaft anzubieten. Es ist also kein Buch für Fachkollegen der Geschichtswissenschaft oder der Theologie, auch kein Studienbuch für Studierende. Dies sei dezidiert vorausgeschickt.

Buttinger, die sich dem Thema klösterlichen Alltagslebens bereits mehrfach gewidmet hat, legt den Schwerpunkt auf die anwendungsgerichtete Auslegung der Regula Benedicti in den benediktinischen Klöstern des frühen und hohen Mittelalters, immer mal wieder mit kleinen Verweisen auf andere Orden, ergänzt durch einen äußerst knappen Anmerkungsapparat sowie im Literaturverzeichnis durch eine Auswahl an gedruckten Quellen und

Hinweisen auf weiterführende Literatur. Sie erzählt von den verschiedenen klösterlichen Ämtern und ihren damit verbundenen arbeitsteiligen Aufgaben innerhalb einer monastischen Gemeinschaft; des weiteren erläutert sie Art, Zusammensetzung, Funktionen und abgrenzende Merkmale der mönchischen Kleidung; sie berichtet von alltäglichem und festlichem Essen und Trinken, von hygienischen Zuständen, von Gebet, Arbeit und Studium, von Schule und Skriptorium. Schließlich erwähnt sie interne Konflikte und deren mögliche Lösungsansätze. Sie flicht, durchaus quellengestützt, kleine Geschichten und Anekdoten als erläuternde Beispiele ein und lässt auf diese Weise, wie ihr Vorwort erklärt, den monastischen Alltag „in bunten Streiflichtern“ aufscheinen, wo es „fromm und weniger fromm, lustig und traurig, dramatisch und zuweilen allzu menschlich“ (S. 6) zuingt. Das Buch ist gefällig bis in die oberen Griffencken mit zahlreichen, ganzseitigen und Detailillustrationen gestaltet, wenn auch angemerkt werden muss, dass manche Historien Gemälde oder Schulwandbilder des Westfälischen Schulmuseums – ohne Angabe ihrer Entstehungszeit oder adressatenbezogenen Ausrichtung –, für deren Themen sich zweifellos auch Abbildungen in mittelalterlichen Manuskripten gefunden hätten, hier eher nicht die geeigneten Bildmedien sind.

Man mag auch fragen, ob die Beschränkung auf den Alltag im Sinne der oben genannten Aspekte dazu beiträgt, die Klöster und Orden des Mittelalters als politische, soziale und wirtschaftliche Machtfaktoren in ihrer nach ständischen Wertvorstellungen geordneten Gesellschaft zu begreifen. Aber – vielleicht sollte es das ja auch gar nicht, sondern hat das Buch vielmehr die Absicht, eine der heutigen Gesellschaft insgesamt eher fremd gewordene Lebensform überhaupt ins Bewusstsein zu rufen, wobei vieles, was „allzu menschlich“ erscheint, dazu beitragen soll, bereitwilliger auch über Fremdheit und Distanz zu reflektieren. Um dann vielleicht auch einmal zu einem Buch zu greifen, das mittelalterliche Klöster und die monastische Lebensform im Licht geschichtswissenschaftlicher Forschungsfragen beleuchtet.

Osnabrück

Gudrun Gleba

Euan Cameron: Enchanted Europe. Superstition, Reason, and Religion, 1250–1750, New York: Oxford University Press, 2010, hardcover, 448 S., yISBN 9780199257829

Gibt es eine Geschichte des Aberglaubens? Dies ist so schwer zu beantworten wie zu erforschen. Sicher aber gibt es eine Geschichte

des Sprechens und Nachdenkens über Aberglauben. Der New Yorker Kirchenhistoriker Euan Cameron, bekannt durch seine Geschichte der europäischen Reformation, versucht in einem langen, „alteuropäischen“ Durchgang durch die Zeit von 1250 bis 1750 die Konstanten und Varianten des „Aberglaubens“ als Praxis und Deutungsmuster nachzuzeichnen. Sein Buch ist eher intellectual history als historische Anthropologie des Aberglaubens – man erfährt also mehr über die wechselnden Konzeptualisierungen und Kritikstrategien „abergläubischer“ Strategien als über diese selbst. Camerons Buch ist im weiten Sinne geistes- und theologiegeschichtlich, aber der Autor ist (abgesehen von der nicht unbedeutenden deutschsprachigen Literatur, die kaum zur Kenntnis genommen wird) sehr versiert in den sozial- und den kulturhistorischen Debatten um die Ver- und Entzauberung der Welt durch die Reformation. Die Forschungen etwa Keith Thomas', Robert Scribners und Alexandra Walshams dienen als Orientierungspunkte; Cameron bestreitet nicht deren Ergebnisse zum Weiterwirken traditioneller religiöser und parareligiöser Praktiken auch nach der Reformation, aber er insistiert überzeugend darauf, die Rationalisierungsleistungen der Theologie nicht vorschnell unter den Tisch fallen zu lassen. Die Auseinandersetzung mit dem „Aberglauben“ bereits im Mittelalter, vor allem aber im Protestantismus und in der mit diesem in einer komplexen Verursachungsrelation stehenden Aufklärung, sei eine der großen Rationalisierungsleistungen der europäischen Theologie. Langfristig trug so die theologische Auseinandersetzung mit dem Aberglauben eben doch zu einer Entzauberung der Welt bei – auch wenn diese sich nur langsam in der Praxis niederschlug. Das Buch propagiert also einen differenzierten und geläuterten Weberianismus.

Im Gegensatz zur benachbarten Hexerei, so Cameron, habe es tatsächlich eine große Anzahl „abergläubischer“ Praktiken gegeben (Cameron insinuiert dabei, dass dem Hexereiverdacht nie irgendwelche Praktiken zugrunde lagen – was so auch nicht stimmen dürfte). Ab dem 13. Jahrhundert intensivierten sich die Debatten um den Aberglauben. An der superstitio-Traktaten des temps de réformes lassen sich fundamentale theologische Richtungsentscheidungen nachzeichnen: so etwa die Vorstellung der Welt als eines Kampfes des einzelnen gegen das Böse (mit letztlich allen Mitteln) – oder die providentialistische Vorstellung eines unfreien Menschen. Das Thema weist also enge Verknüpfungen zu basalen theologischen Diskursen, zu kosmologischen und naturphilosophischen Konzeptionen sowie zur Praxis der Frömmigkeit auf.

Das Buch hat vier Teile mit jeweils mehreren Unterkapiteln. In Teil I unternimmt Cameron den schwierigen, aber faszinierenden Versuch, aus der theologischen Literatur die „realen“ Konturen „abergläubischer“ Praktiken herauszuarbeiten. Die Teile II und III beleuchten die sich wandelnde theologische Aberglaubensdebatte im mittelalterlichen und im nachreformatorischen Europa (mit einer gewissen Konzentration auf Deutschland sowie, für das 17. und 18. Jahrhundert, auch England und die Niederlande). Teil IV ist schließlich dem Weg in die Aufklärung und die Moderne gewidmet.

Krankheiten, Impotenz, Wahnsinn, Misserte, aber auch der „böse Blick“ waren Phänomene, denen man mit Rückgriff auf verschiedenste Praktiken eher pragmatisch als konsistent beizukommen suchte. Heinzelmannchen, Poltergeister, gute wie böse Dämonen wurden als Erklärungsinstanzen bemüht; Gegenmittel gegen den bösen Feind waren Segenssprüche, Amulette oder kirchlich sanktionierte Sakramentalien (Heiliges Wasser oder Salz, Kerzen, Palmzweige). Schon die Kirchenväter bewerteten den Aberglauben meist als impliziten Dämonenpakt. Allerdings hing viel davon ab, ob die Autoren naturphilosophisch eher Platon oder Aristoteles folgten; eine klarere systematische Erläuterung, was naturphilosophischer „Platonismus“ und „Aristotelismus“ ist, hätte allerdings manche Abschnitte des Buchs verständlicher gemacht. Aristoteles stand Pate bei der scholastischen Systematisierung der Dämonologie v. a. bei Thomas, der außer Engeln und Dämonen keine weitere übernatürlichen Instanzen mehr zugestand. Während der Renaissancehumanismus jedenfalls in seiner neoplatonischen Variante auch weitere Geister – jenseits von Engeln und Dämonen – annahm, setzten Luther und andere Reformatoren fundamentaler an: Erstens entmystifizierten sie die meisten der Aberglaubensübel, zweitens verschoben sie den Begriff: Nicht falsche Praktiken, sondern die falsche Lehre stellte für sie die eigentliche Gefahr dar: „One of the worst things that the devil could do was to teach people bad theology“ (164). Aus diesem Argument ergab sich eine ungeheure Ausweitung des Aberglaubensbegriffs nicht nur auf katholische Riten und Sakramentalien, sondern letztlich auf den Katholizismus insgesamt. Während der tridentinische Katholizismus seine charakteristisch ambivalente Strategie gegenüber populären Glaubenspraktiken ausbildete, rationalisierten und entzauberten protestantische Theologen die Welt – auch wenn das in der Lebenswelt ihrer Gemeinden zuweilen nicht ankam.

Im 17. und 18. Jahrhundert wurde der Aberglaube auch unter dem Einfluss einer

neuen, cartesianischen Naturauffassung zu einem offener als bisher diskutierten Thema. Die aufklärerische Ridikülierungsstrategie war eine wichtige Etappe in der Entwertung des Aberglaubens (wie generell das Lächerlichmachen als Säkularisierungsfaktor wohl wichtiger ist, als dies die bisherige Forschung weiß). Wenn auch über die Frühe Neuzeit hinaus abergläubische Praktiken gängig blieben, veränderte sich doch spätestens jetzt eines massiv: Die Furcht vor Teufel und Dämonen war verschwunden. Die Romantiker, die durchaus an einer Tradierung pittoresker Praktiken interessiert waren, sind geradezu Kronzeugen für eine solche moderne Haltung, die nach Camerons Überzeugung ihre Ursprünge (auch) in der Theologie besitzt. Cameron hat in einem gedankenreichen Buch weitgehend überzeugend gezeigt, wie diese Veränderung vor sich ging und was die Theologie, vor allem die reformatorische, damit zu tun hatte.

Münster

Matthias Pohlig

Franz J. Felten/Annette Kehnel/Stefan Wein-
furter (Hg.): *Institution und Charisma*. Festschrift für Gert Melville zum 65. Geburtstag.
Köln-Weimar-Wien: Böhlau Verlag 2009,
627 S., ISBN 987-3-412-20404-4

Die fünfundvierzig Beiträge zur Festschrift für den Dresdner Mediävisten, Institutionalitäts- und Ordensforscher Gert Melville sind so breit gestreut, dass sie der Rezensent nicht einmal in einer Übersicht erfassen kann. Diese Übersicht ist allerdings zu Beginn des Buches in einem „Inhaltsverzeichnis“ gegeben. In den „Gedankenspielen“, die dann als „Vorwort“ die Herausgeber gemeinsam unterzeichnet haben, wird Gert Melville aufschlussreich in Beziehung gebracht zu Robert von Xanten, der als Gründer der Prämonstratenser seine Novizen zum Lernen und Arbeiten anzuregen wusste. Melville konnte für sein Team in einem Sonderforschungsbereich der TU Dresden eine ähnlich inspirierende und aktivierende Gemeinsamkeit realisieren (S. 1–8). Dem scheint sogleich die soziologische Diagnose zu widersprechen, mit der Karl-Siegbert Rehberg die heutige „Universitätsinstitution“ sehr kritisch beurteilt (S. 9–32). Aber vielleicht ist es weniger die „Institution“, die im 1. Teil der Festschrift im Vordergrund steht (S. 9–304), als das „Charisma“ des 2. Teils (S. 305–627), das dem Leben und sogar der Wissenschaft die entscheidenden Impulse gibt. Dass allerdings gemeinsames Leben von Menschen nicht ohne institutionelle Regelungen auskommt, das zeigt exemplarisch das freundschaftliche Gespräch, in dem Hans Vorländer und Gert Melville selbst die mittel-

alterlichen „constitutiones“ der Dominikaner mit Verfassungen moderner Staaten vergleichen (S. 47–54). Institutionen, in denen sich ein neuer Aufbruch verfestigt, brauchen Spannungen und Kritik, um lebendig zu bleiben. Bereits „die Republik der Universitäten im Mittelalter“ ist dafür ein Beispiel, wie Martial Staub andeutet (S. 33–46). Ein anderes Beispiel sind die Reformen, die das fest gefügte Ordensleben des Mittelalters in Bewegung halten, etwa die „Kanonikerreform des 12. Jahrhunderts“ (Hedwig Röckelein, S. 55–72) und „das Ringen um die Klosterreform im 13. Jahrhundert“, das Eva Schlotheuber in Klostervisitationen des franziskanischen Erzbischofs von Rouen Eudes Rigaud sichtbar macht (S. 99–110). Verbindendes wird freilich institutionsfestigend bewahrt wie die von Matthias M. Tischler vorgestellte und instruktiv edierte „Tabula abbatiarum Cisterciensium Bambergensis“ (S. 73–98) oder „die Ordnung der Memoria“, zu der Franz Neiske „Formen nekrologischer Tradition im mittelalterlichen Klosterverband“ bespricht (S. 127–137). Verbindliche Tradition konnte aber gerade spirituell grundlegende Einsichten nicht immer sichern, da sich verpönte Eigenbesitz „in der Geschichte des abendländischen Mönchtums“ öfters zeigt (Gabriela Signori, S. 139–148). Dass Selbstverständnis und Autonomie des Ordenslebens auch im Mittelalter ihre Grenze fanden in der Beziehung zur Umwelt, kann Jens Röhrkasten in gemäßigter Form an „Amortisationsgesetzen und Wahrnehmung religiöser Orden im Spätmittelalter“ (S. 149–158) erkennen, während Hans-Joachim Schmidt unter „Klosterleben ohne Legitimität“ eine bis auf den spirituellen Grund gehende „Kritik und Verurteilung“ klösterlichen Lebens bereits im Mittelalter beginnen sieht (S. 377–400). Das schloss den großen Einfluss des Ordenslebens und einzelner hervorragender Ordensleute auf die damalige Umgebung nicht aus. Das zeigen die „Erforschung des Deutschen Ordens“ (Hubert Houben, S. 159–169) und ein „Bayerischer Klosterhumanismus“ (Alois Schmid, S. 171–181), wie auch die Beziehungen Bernhards von Clairvaux zum Gegenkönig Konrad III. (Elke Goetz, S. 437–455), der „Fürstenspiegel“ Wilhelms von Ockham für Ludwig IV. von Bayern (Jürgen Miethge, S. 245–262) und die Anregungen Heinrichs von Herford für Kaiser Karl IV. (Peter Johaneck, S. 229–244). Spannungen zwischen „Charisma“ und „Institution“ werden allerdings im kirchlichen und weltlichen Bereich ebenso wirksam wie im Ordensleben, was Nicolangelo D’Acunto mit „Institutionalisierung und Zentralisierung“ im Verhältnis von ‚Römischer Kirche‘ zur ‚Kirche der Lombardei‘ zu erkennen gibt (S. 183–191), was Werner Paravicini am Beispiel eines merkwürdigen kaiserlichen Ritus zur Zeit des Kon-